

Iljass

Autor(en): **Tolstoi, Leo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 4

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664931>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ilijaß.

Von Leo Tolstoi.

Im Gouvernement Ufa lebte einst ein Mann namens Ilijaß. Ilijaß hatte von seinem Vater nichts geerbt. Er heiratete ein Jahr vor dem Tode des Vaters. Das ganze Vermögen des Ilijaß bestand damals aus sieben Stuten, zwei Kühen und zwanzig Stück Schafen. Aber Ilijaß verstand sich auf die Wirtschaft. Er arbeitete mit seiner Frau von früh bis abends. Er stand früher auf als die anderen und ging immer als letzter schlafen. Sein Vermögen vermehrte sich von Jahr zu Jahr. So lebte er volle fünfunddreißig Jahre. Durch seine fleißige Arbeit hatte er es zu großem Wohlstand gebracht.

Er besaß nunmehr zweihundert Pferde, hundertfünfzig Stück Kinder und eintausendzweihundert Schafe. Die Dienerschaft des Mannes arbeitete draußen auf den Weideplätzen. Die Frauen melkten die Kühe, bereiteten Kumiß, Butter und Käse. Ilijaß besaß von allen Dingen im Überfluß und wurde auch von der ganzen Umgebung beneidet. Allgemein hörte man sagen:

„Dieser Ilijaß ist ein glücklicher Mensch. Bei ihm ist alles reichlich vorhanden. Er wird auch nie sterben.“

Selbst vornehme Leute bewarben sich um seine Gunst. Aus weiten Gegenden kamen Gäste zu ihm, und Ilijaß nahm jeden in seinem Haus willkommen auf. Bei ihm fand niemand einen leeren Tisch. Wer immer zu ihm auch kommen mochte, den bewirtete er mit Tee, Fisch und Hammelfleisch. So oft Gäste kamen, ließ er sofort ein oder zwei Hammel schlachten; waren die Gäste sehr zahlreich, so wurde eine Stute geschlachtet.

Ilijaß hatte zwei Söhne und eine Tochter. Er verheiratete sowohl seine Söhne als auch seine Tochter. Solange Ilijaß arm war, arbeiteten auch die Söhne mit ihm, beaufsichtigten die Pferde und Schafe auf der Wiese. Auf diese Art wurden sie reich. Doch späterhin begannen seine Söhne schon zu prahlen. Der eine ergab sich sogar dem Trunke. Der Ältere wurde bei einem Kaufhandel erschlagen. Der Jüngere heiratete. Er führte eine stolze, hochmütige Frau heim, die ihren Gatten beeinflusste, seinem Vater den Gehorsam zu verweigern. Ilijaß war gezwungen, ihn aus dem Hause zu schicken.

Als der Sohn das väterliche Haus verließ, übergab ihm Ilijaß sein Erbteil. Er schenkte ihm ein Haus, Pferde und Kinder, sein eigenes Vermögen schrumpfte aber erheblich zusammen. Bald

darauf brach unter den Schafen eine Seuche aus, die fast Dreiviertel der Herde dahinraffte. Im nächsten Jahr herrschte überall eine Hungersnot, es gab keine Fehsung, im Winter gingen die Haustiere der Reihe nach ein. Die Kirgisen aber nahmen Ilijaß seine beste Weide weg, so daß sein Vermögen ständig kleiner wurde. Ein Schicksalsschlag um den andern brach über ihn herein, und allmählich verließen ihn schließlich auch seine Kräfte.

Als er siebzig Jahre alt war, stand es mit ihm schon so weit, daß er die kostbaren Teppiche, Pelzröcke, Wagen, Pferdegeschirre verkaufen mußte, zum Schluß sogar das letzte Stück Rindvieh. Nun war er schon so sehr herabgekommen, daß er auf seine alten Tage gezwungen war, mit seiner Frau bei fremden Menschen das tägliche Brot zu verdienen. Nichts war ihm verblieben als das, was er am Leibe hatte, ein Pelzrock, eine Kappe und — seine Frau: Samsemagi. Diese war ebenfalls schon recht alt. Der Sohn, der sein Erbteil herausbekommen hatte, war weit fortgezogen, die Tochter war gestorben. So hatten die Alten von niemandem eine Hilfe zu erwarten.

Muhamedschah, ihr Nachbar, hatte herzlich Mitleid mit ihnen. Muhamedschah, ein seelenguter Mensch, war wohl selbst nicht reich, aber es mangelte ihm an nichts; er führte eine recht geordnete Lebensweise. Er besann sich dessen, daß er gar oft bei Ilijaß zu Gast gewesen, als dieser noch reich war; er bedauerte ihn jetzt und sprach zu ihm:

„Ilijaß, komm' mit deiner Frau zu mir. Im Sommer brauchst du, soweit es deine Kräfte gestatten, bloß im Gemüsegarten zu arbeiten, im Winter aber wirfst du die Kinder füttern. Samsemagi wird die Kühe melken und Kumiß bereiten. Ich werde euch Kleidung und Nahrung geben, saget mir, was ihr noch benötigt, und ihr sollt auch das bekommen.“

Ilijaß dankte dem Nachbar unzählige Male und zog mit seiner Frau zu ihm. Anfangs fiel es ihnen schwer, sich an dieses neue Leben zu gewöhnen, mit der Zeit fügten sie sich aber doch darein und arbeiteten, soweit es ihre Kräfte zuließen. Dem Muhamedscha waren sie sehr genehm, da sie sich auf die Wirtschaft verstanden und in allem stets das Beste taten. Aber er bedauerte diese beiden Menschen dennoch, die aus einer solchen Höhe so tief gesunken waren.

Einmal kamen zu Muhamedscha Verwandte aus weiter Ferne zu Besuch. Unter den Gästen befand sich auch ein Mullah, ein Schriftgelehrter. Muhamedscha ließ einen Hammel schlachten. Sljaß schlachtete den Hammel, kochte das Fleisch und schickte es den Gästen hinein. Diese aßen Hammelfleisch, tranken Tee und hernach Kumiß. Die Gäste und der Hausherr saßen auf weichen Polstern, tranken Kumiß aus Tassen und plauderten behaglich miteinander. Da ging Sljaß, nachdem er seine Arbeit erledigt hatte, eben an der Tür vorbei.

Muhamedscha erblickte ihn und sprach zu einem seiner Gäste:

„Gast du den alten Mann gesehen, der eben hier vorübergegangen ist?“

„Ja. Was ist denn besonderes an ihm?“

„Er war einst der reichste Mann dieser Gegend. Er heißt Sljaß. Vielleicht hast du sogar schon von ihm gehört?“

„Ja, ich habe von ihm gehört, aber ich kenne ihn nicht. Er war einmal ein sehr berühmter Mann!“

„Und jetzt ist ihm nichts verblieben. Er lebt als Arbeiter hier bei mir. Auch seine Frau ist hier, diese melkt die Kühe.“

„Ja, das Glück ist gar launisch,“ meinte der Gast, „den einen hebt es bis zum Himmel empor, den andern stürzt es in die Tiefe. Nun, und wie geht es den beiden Leuten? Kränkt sich der Alte?“

„Weiß Gott! Er ist sehr still, spricht niemals zu jemanden und arbeitet fleißig.“

„Ich möchte gerne mit ihm sprechen,“ sagte der Gast. „Ich möchte ihn über dies und jenes aus seinem Leben befragen. Wäre das möglich?“

„Warum denn nicht?“ erwiderte der Hausherr, und er rief zur Tür hinaus: „He, Alter, komm' herein, trinke Kumiß mit uns, bringe auch deine Frau mit.“

Sljaß und seine Frau traten ein. Sljaß begrüßte die Gäste und den Hausherrn, sprach ein Gebet und nahm neben der Tür Platz. Seine Frau aber trat hinter den Vorhang und setzte sich dort zur Hausfrau.

Man reichte Sljaß eine Tasse Kumiß. Er verneigte sich dankend, trank ein wenig und stellte die Tasse wieder fort.

„Wie geht es dir, Alter?“ fragte der Gast. „Du heißest Sljaß, nicht wahr? Es ist wohl recht traurig für dich, wenn du dich in unserer Mitte daran erinnerst, daß auch du einmal reich warst und jetzt elend und arm bist.“

Sljaß lachte.

„Wenn ich dir von Glück und Unglück erzähle, würdest du mir vielleicht nicht glauben. Frage lieber meine Frau. Bei ihr heißt es: „Was auf der Lunge — das auf der Zunge.“ Sie wird dir die Wahrheit sagen.“

Der Gast rief hinter den Vorhang zurück:

„Sprich also du, Mütterchen; wie denkst du über den ehemaligen Wohlstand und über das jetzige Elend?“

Samsemagi sprach hinter dem Vorhang:

„Ich will es dir sagen. Fünzig Jahre lang habe ich mit meinem Alten gelebt. Wir suchten das Glück und — fanden es nicht. Und erst jetzt, seit zwei Jahren haben wir die richtige Glückseligkeit kennen gelernt, seitdem wir hier als einfache Arbeiter leben. Wir fanden das wahre Glück und wünschen uns auch kein anderes.“

Die Gäste waren über diese Worte ganz verwundert, auch der Hausherr staunte sehr. Er stand sogar von seinem Sitz auf, zog den Vorhang zur Seite, um die alte Frau zu sehen. Diese stand dort mit gekreuzten Armen und blickte selig lächelnd auf Sljaß. Auch Sljaß lächelte.

Wieder hub die Frau zu reden an:

„Ich sage die Wahrheit, ich scherze nicht. Ein halbes Jahrhundert hindurch haben wir das Glück vergeblich gesucht und es, solange wir reich waren, nicht gefunden. Jetzt aber ist uns nichts geblieben. Wir leben in der Fremde und haben ein solches Glück gefunden, wie wir uns kein größeres mehr wünschen.“

„Worin besteht eure Glückseligkeit?“

„Ich will es euch verraten. Als wir noch reich waren, hatten wir keine einzige ruhige Stunde, wir konnten kaum miteinander reden, nicht an unser Seelenheil denken, wir beteten auch gar nicht, — so viele Sorgen hatten wir. Gäste kamen und mit ihnen auch — die Sorgen: womit sollen wir sie bewirten, was sollen wir ihnen bieten, damit sie nicht übel über uns reden. Wenn die Gäste fort waren, sahen wir nach, was die Arbeiter machten. Diese wollten am liebsten nichts arbeiten und gut essen. Wir aber sorgten dafür, daß wir ja keinen Schaden erlitten. Und dadurch sündigten wir. Dann hielten wir Nachschau, ob nicht etwa Wölfe in die Schafherde eingedrungen seien, ob sie nicht ein Kalb zerrissen, ob uns nicht Diebe bestohlen haben. Wenn wir uns zur Ruhe begaben, konnten wir vor Sorge, ob in den Stallungen nur alles in Ordnung sei, gar nicht schlafen. Mitten in der Nacht mußten wir aufstehen und nachsehen, ob nicht vielleicht

das Schaf sein Lämmchen erdrückt. Dann kamen wieder die Sorgen, wie man den Wintervorrat hereinbekommen soll, und dabei war ich mit meinem Alten niemals einer Meinung. Er wollte es anders als ich, — es kam zu Streitigkeiten, und wir sündigten wieder. Sorge folgte auf Sorge, Sünde auf Sünde, wir hatten in unserem Leben keine einzige glückliche Stunde.“

„Und jetzt?“

„Wenn wir jetzt aufstehen, leben wir in lauter Liebe und Frieden, es gibt nichts, worüber wir zanken sollten, nichts, das uns Sorge bereiten könnte. Unsere einzige Sorge ist, unserem Herrn redlich zu dienen. Wir arbeiten, soweit es unsere Kräfte erlauben, fröhlich, guten Mutes, damit unser Herr keinen Schaden erleide, sondern einen Nutzen habe. Wenn wir aus der Arbeit heimkommen, erwartet uns fertig das Mittagmahl, am Abend das Nachtmahl, und wir bekommen auch Kumiß. Wenn es kalt ist, ziehen wir unsere Pelzröcke an oder wir wärmen uns

beim Ofen. Dabei bleibt uns sogar Zeit, miteinander zu reden, an unser Seelenheil zu denken und zu beten. Fünfzig Jahre lang haben wir das Glück gesucht und haben es erst jetzt gefunden.“

Die Gäste lachten.

Nun aber begann Ilaß:

„Lachet nicht, Brüder. Das ist kein Scherz, das Leben ist nicht leicht. Wir waren dumm, als wir das, was wir verloren, beweinten. Nun offenbarte uns aber Gott die Wahrheit, und wir haben euch das nicht zu eurer Belustigung gesagt, sondern damit es euch zur Lehre diene.“

Und es erhob sich der Mullah:

„Sehr weise gesprochen. Es ist auch alles wahr, was Ilaß sagt. So steht es auch geschrieben.“

Nun lachten die Gäste schon nicht mehr. Alle waren in Gedanken versunken.

(Deutsch von Grete Neufeld.)

Das Opfer.

Eine Geschichte aus den Schweizer Bergen von Hans Rhy.

Seit mehr als einer Stunde lag das riesige Gewände des Merzenbachschienes im Schatten des Spätnachmittages; aber immer noch kletterten die beiden Männer höher. Während der eine das Seil um einen Felszahn wand, schmiegte sich der andere ans Gestein, griff mit wunden Fingern an scharfe Kanten, stemmte mit Füßen, Knien und Ellenbogen, langsam, sachte, aber unermüdllich.

„Noch eine halbe Stunde, dann haben wir den Roten Zahn erreicht.“

Mowisi blickte zurück und über das tiefe Tal, das bläulich heraufdämmerte.

„Am Siedelhorn steigen die Schatten höher. Wenn wir nicht eilen, sind die Gemsen vorbei, bevor wir ihnen den Gang sperren können.“

„Dann geht es uns wie am Morgen: zu spät,“ murrte Petschi. Er kaute die Unterlippe, daß sich der Bart sträubte.

„Nein, nicht wie am Morgen! Da zogen die Tiere zur Höhe, und jetzt kommen sie herab.“

„Gast ja recht! Aber ich sag es dir zum hundertsten Male: an dir ist ein Schulmeister verloren gegangen!“

„Wäre gern einer geworden. Gätte mich nur der Vater ziehen lassen! Aber er brauchte eben zwei werfliche Arme, als die Mutter starb.“

„Ist auch besser so. Wenn einer im Tal drunten auf den Schulbänken den Hosenboden durch-

gerutscht hat, taugt er für die Jagd nichts mehr.“

Petschi zog sich mit gepresster Brust zu einem Felsabfahse empor und ließ sich dann aufatmend auf das Gefimse fallen. Mit dem Handrücken wischte er sich die tropfende Stirne.

„Warum plagen wir uns eigentlich so? Am Siedelhorn drüben könnten wir's einfacher haben.“

Da lachte Mowisi: „Herr Wilderer, Sie vergessen den Landjäger!“

Der andere stimmte ein. „Und schön ist's ja auch hier oben! Nichts als Felsen und Gemsen und wir zwei.“

„Und der Herrgott, Petschi!“

„Ja, du hast recht. Und der Herrgott.“ Er nahm das Hütchen vom Kopfe und faltete die Hände.

Plötzlich deutete er abwärts.

„Schau dort unten das Dorf! Und dort rechts am Hang meine Hütte. Die Minika wird mit dem Buben vor der Türe stehen und heraufäugen. Die Kleine schläft wohl schon. Du, Wisi, warum nimmst du eigentlich keine Frau? Deine blauen Augen und weißen Zähne haben schon mehr als einer das Uhrwerk gestört und die Suppe versalzen. Das hat mir die Minika gesagt. Weißt du, das Heiraten ist schön, wenn man die Rechte erwischt. Und dann hat man